

leykam: *seit 1585*

KLAUS EICHHOLZ

Erinnerungen

Musik Malerei Menschen

leykam:

Copyright © Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. Nfg. & Co. KG,
Graz – Wien 2021

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Coverbilder: privat
Hintergrundbild: Bild music-1283851 von Pexels auf Pixabay
Lektorat, Layout und Satz: Mag. Elisabeth Stadler, www.zwiebelfisch.at
Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

ISBN 978-3-7011-8195-7

www.leykamverlag.at

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
Frühe Kindheit in Essen	5
Berlin. Vorkriegs- und Kriegszeit 1937–1945	11
Berlin. Nachkriegszeit	39
Engagement im Kabarett der Komiker	41
Beschwernisse und Schikanen	51
Mein unglückliches Dresdner Intermezzo 1948	55
Berlin. Blockade und Luftbrücke	59
Berliner Leben	61
Bremen. 1954–1957	82
Stuttgart 1. Konzertmeister des Staatsorchesters	92
Stuttgarter Trio, Ehe und 1. Amerika-Reise	109
Das Stuttgarter Ballettwunder	121
Das Staatsorchester Stuttgart	124
Carlos Kleiber	135

Das Stuttgarter Schauspielhaus	145
Meine Pendelzeit Stuttgart–Graz	155
Graz. Vita activa. Teil 1	163
Graz. Teil 2: Mein zweites Buch „Der künstlerische Aspekt der Bogenführung“ und zwei Paris-Reisen	176
Die letzte Nordamerika-Reise	180
Traudis komplizierte OP	184
Dramatische Ereignisse und eine verschobene Geburtstagsfeier	188
Vita contemplativa. Musik und Kunst	192
Das Phänomen Stil	220
Qualitätvolle Musik außerhalb des Bereichs der „Klassik“	224
Jazz	225
Bossa Nova	251
Das französische Chanson	259
Malerei. Teil 1	266
Malerei. Teil 2: Malerinnen	270
Malerei. Teil 3: Ausstellungen und Reisen	274

Nachwort	294
Personenregister	298
Zum Autor	312

Einleitung

Vor einigen Monaten erwähnte ich in einem Telefonat mit einer Bekannten, an meinen „Erinnerungen“ zu schreiben, worauf sie sagte: „Alle Menschen schreiben ihre Erinnerungen. Das interessiert doch niemanden.“ Diese Vermutung war definitiv falsch, da ich zumindest einen Menschen kenne, den sie sehr interessieren – nämlich mich selbst. Durch das Recherchieren in Tagebüchern, Briefen, Programmen, Ausstellungskatalogen und im Internet ist mir vieles in meinem Leben wieder präsent geworden, was schon ein wenig verschüttet war. Das war insofern ebenso nützlich wie interessant, als ich mein episodisches Gedächtnis für eher mitelmäßig halte im Gegensatz zu meiner sehr guten Speicherkapazität für Musik und Malerei. Als ich vor vielen Jahren erstmals dazu angeregt wurde, meine Erinnerungen zu schreiben, hielt ich das noch für unangemessen. 2005 bat mich Prof. Harms, der meiner Frau 2002 in Langensteinbach bei Karlsruhe durch eine komplizierte OP der Halswirbelsäule noch einige relativ lebenswerte Jahre verschaffte und mit dem ich seither schriftlich in Verbindung stehe, ihm über meine persönlichen Erinnerungen an Carlos Kleiber zu berichten, da er ihn sehr verehere. Ich hatte ihm zuvor zu Weihnachten eine Kleiber-CD geschickt und erwähnt, in Stuttgart viel unter ihm gespielt zu haben. Claudia Sandri, die wegen meiner schwer lesbaren Schrift seit vielen Jahren wichtige Briefe für mich tippt, schrieb mir daraufhin 2005, dass die Erinnerungen an Carlos Kleiber auch sie sehr interessiert hätten. Da ich sicher auch viel anderes Berichtenswertes erlebt habe, wollte sie mich dazu anregen, meine Erinnerungen zu schreiben. Den endgültigen Anstoß gab mir meine frühere Studentin Caroline Müller anlässlich meines 89. Geburtstags, den ich aus dramatischem Anlass mit einem Jahr Verzögerung gegenüber dem ursprünglich geplanten, optisch sehr runden 88er mit allen erreichbaren ehemaligen Schülern und Studenten feierte. Bei dieser

Gelegenheit erfuhr Caroline, die seit vielen Jahren Geigerin im Tiroler Symphonieorchester Innsbruck ist, offenbar recht viel über mich. Nachdem ich im Laufe der Jahre den Eindruck gewonnen hatte, dass mir mittlerweile eine gewisse Zeitzeugenschaft zuge wachsen war, war es nun nicht mehr schwer, mich zum Schreiben meiner Erinnerungen zu bewegen. Nunmehr habe ich etwa 86 Jahre bewusst miterlebt, zunächst natürlich noch sehr vage, im Lauf der Zeit dann immer deutlicher. Vermutlich bin ich einer der Letzten, die beim Tod Paul von Hindenburgs am 2. August 1934 geweint haben. Diese Tränen sind inzwischen allerdings gründlich getrocknet. Immerhin habe ich dann die Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit in Berlin erlebt, das im Kalten Krieg noch einmal zum Brennpunkt wurde. Nach mehr als 70 Jahren des Wohlstands in unserer Region hoffe ich nun nach der großen Zäsur der Corona-Pandemie noch deren Ende und die Normalisierung der Wirtschaft sowie der Lebensumstände zu erleben.

Ein Anreiz für mich, diese Erinnerungen zu schreiben, waren auch die Möglichkeiten eines Multiplikators, die ich zuvor durch zwei umfangreiche Fachbücher und etliche Artikel in Fachzeitschriften wahrgenommen hatte. In dieser Hinsicht war mein 20-jähriges Wirken als Hochschulprofessor in Graz sicher nachhaltiger als meine etwas längere Stuttgarter Konzertmeistertätigkeit. Mein nicht erwartbares Alter bei relativ guter Gesundheit erstaunt mich immer wieder, da die Voraussetzungen dafür nicht günstig waren. Die enormen medizinischen Fortschritte der letzten Zeit relativieren sicher die Bedeutung der in meinem Fall wohl nicht besonders günstigen Gene. Im mütterlichen Stammbaum, der über Karl den Großen bis ins 7. Jahrhundert zurückreicht, ist mir Langlebigkeit nirgendwo besonders aufgefallen. Meine Mutter und zwei ihrer Geschwister haben zwar ein hohes Alter erreicht – jedoch nach schweren, viele Jahre zurückliegenden Schlaganfällen. Mein Vater starb mit 44 Jahren an Tuberkulose, gegen die es damals noch keine so wirksamen Medikamente

gab, wie wir sie heute mit den Antibiotika haben. Die Daten seiner Vorfahren kann ich nicht sehr weit zurückverfolgen.

Meine eigene Gesundheit war von Kindheit an ziemlich labil. Schon als Kleinkind hatte ich extreme Herzrhythmusstörungen, mit zehn Jahren einen sehr schweren Typhus mit wochenlangem Krankenhausaufenthalt. Einige Jahre danach bekam ich Diphtherie, nachdem ich fast alle Kinderkrankheiten der Reihe nach gewissenhaft absolviert hatte. In späteren Jahren waren neben vielen Brüchen, von denen zwei sehr schwer waren, Bandscheiben-, Lungen- und Magenprobleme, eine Fazialisparese, ein gefährlicher, postoperativer Lungeninfarkt und Vorhofflimmern seit vielen Jahren die herausragenden Geschehnisse, abgesehen von 30 bis 40 OPs, bei denen aktinische Keratosen am Kopf entfernt werden mussten. Ich erwähne das alles nicht, um zu jammern, sondern um die Hoffnung derer zu stärken, die gerade gesundheitliche Probleme haben.

Weil die meisten Menschen sich für das Thema Gesundheit und auch für die Gesundheit im Alter interessieren, berichte ich noch ein wenig von meinen diesbezüglichen Erfahrungen. Da ich außer Schwimmen kaum Sport treibe und auch keine bestimmte Diät halte (allerdings wegen meines empfindlichen Magens sehr wenig esse), verdanke ich meine relativ gute körperliche Verfassung wohl weniger den Dingen, die ich tue, als denen, die ich vermeide, indem ich nicht rauche, kaum Alkohol trinke und viel schlafe. Ein positiver Aspekt ist, dass ich offenbar über eine stärkere Resilienz verfüge, als ich das bis vor einiger Zeit vermutet habe. Meiner überwiegend optimistischen Grundeinstellung verdanke ich wohl, dass mich einige dramatische Ereignisse, deren letztes ein schwerer Überfall war, offenbar nicht nachhaltig traumatisiert haben. Während meine körperliche Leistungsfähigkeit durch meinen schlechten Bewegungsapparat – vor allem durch Arthrose in beiden Knien – natürlich spürbar reduziert ist, sind meine Ohren in relativ gutem, die Augen und die grauen Zellen

wohl sogar in überdurchschnittlich gutem Zustand. Ein Freund von mir, der auch Musiker ist, erzählte mir kürzlich, dass es medizinisch erwiesen sei, dass bei Menschen, die viel Musik gehört und gespeichert haben, das Risiko, dement zu werden, deutlich reduziert sei. Obwohl es Beispiele hochgeistiger Menschen gibt, die an Alzheimer erkrankten, ist geistiges Training wohl ein gewisser Schutz. Abgesehen davon, dass ich sehr viel Musik und einige tausend Gemälde gespeichert habe, trainiere ich mein Gedächtnis gelegentlich bewusst. So habe ich versucht, die 32 Kirchen, die ich 2012 mit meiner Stuttgarter Freundin Heide Weick besichtigt habe, vom Kurzzeit- ins Langzeitgedächtnis zu übertragen, was bisher gelungen ist. Die visuelle Vorstellung der Kirchen ist zumeist sofort abrufbar, deren Namen brauchen mitunter etwas Zeit. Wenngleich ich gelegentlich Abrufschwierigkeiten bemerke, scheint mein Gedächtnis noch recht wenig nachgelassen zu haben. Das ist für mich von großer Bedeutung, da die geistigen und vor allem künstlerischen Interessen für mich von zentralerer Bedeutung waren und sind als das „wirkliche Leben“. Deshalb waren auch meine Reisen weniger auf „Land und Leute“ als auf Kirchen, Museen, Ausstellungen, Opern und Konzerte fokussiert. Wenn ich viele Gemälde sowie Musik verschiedener Richtungen (Klassik, Jazz, Bossa Nova und Chansons) erwähne oder sogar beschreibe, so geschieht das in der Hoffnung, dass sich mancher Leser einiges davon im Internet ansieht und anhört. Aufgrund des leichten und schnellen Zugriffs auf das Internet erscheint es mir sinnvoller, Teile meiner Erinnerungen auf diese Weise, also mit Bild und Ton, lebendig werden zu lassen, als das ganze Buch diagonal zu lesen. Ich kann natürlich nicht erwarten, dass alle Leser alles interessiert, worüber ich schreibe, hoffe jedoch, dass niemanden nichts interessiert.

Frühe Kindheit in Essen

An die sehr kurze Zeit in Köln, wo ich am 15. April 1929 geboren wurde, habe ich natürlich keine Erinnerungen, da wir – meine Eltern, meine vier Jahre ältere Schwester Gisela und ich – schon nach etwa einem halben Jahr nach Essen zogen. Das Haus in Köln-Lindenthal in der Kermeterstraße, das meinen Eltern gehörte und den Krieg unzerstört überstand, habe ich später angeschaut. Mein Vater war schon mit 28 Jahren, obwohl er nicht studiert hatte, Direktor beim Schaffhausen'schen Bankverein Köln, der später mit der Deutschen Bank fusioniert oder vermutlich eher von ihr „geschluckt“ wurde. Seine Begabung wurde von einem englischen Bankier entdeckt, der ihm die Gelegenheit zu einer Ausbildung in England, meines Wissens in London, verschafft hatte. Mein Vater war äußerst musikinteressiert. Meine Mutter erzählte mir, dass er die Anfänge aller Sätze der neun Symphonien von Beethoven parat hatte. Er war in Köln mit einem Dirigenten befreundet, bei dem es sich zweifellos um Eugen Szenkar gehandelt hatte, der während der Tätigkeit meines Vaters in Köln als Nachfolger Otto Klemperers, den meine Eltern auch kannten, Chefdirigent der Oper war. Er dirigierte häufig die musikalisch überaus anspruchsvollen Gurre-Lieder von Schönberg, die mein Vater so sehr liebte, dass er sie sich auch in anderen Städten anhörte.

1930 wurde meinem Vater eine führende und hochdotierte Stellung in der Essener Hirschland-Bank angeboten, die meines Wissens damals die zweitgrößte deutsche Privatbank war. Das große und schöne Haus am Haumannplatz 4 mit 18 Zimmern und ebenso vielen anderen Räumen gehörte der Familie Hirschland, die selber das Nachbarhaus bewohnte. Zwischen diesen Häusern war ein von beiden Familien und auch von Freunden viel benutzter Tennisplatz. Im Erdgeschoss befand sich eine große Halle, in der 1936 nach dem Tod meines Vaters die Trauerfeier stattfand.

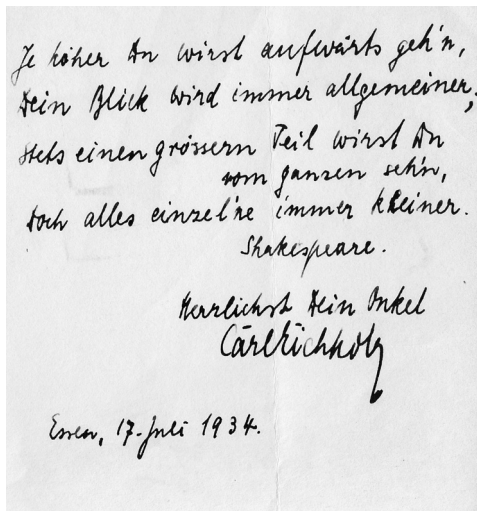


Abb. 1: Von der schönen, klaren Schrift meines Vaters besitze ich leider nur diese wunderbaren Worte Shakespeares aus einem der damals so verbreiteten Poesie-Alben. Es fügt den relativ wenigen Erinnerungen, die ich an meinen Vater habe, noch eine schöne Facette hinzu.



Mein Vater im Sanatorium in Davos

Gisela und ich hatten ein geräumiges Kinderzimmer, an dessen Wand mit großen bunten Buchstaben der Spruch stand: „Eins, zwei, drei im Sauseschritt, es eilt die Zeit, wir eilen mit“ (Wilhelm Busch). Den Duft der am Haus hochwachsenden Weinranken und der Kastanienbäume auf dem Grundstück habe ich noch „in der Nase“, nehme ihn jedoch nur noch selten wahr.

Das Haus stand bis vor kurzer Zeit. Jetzt befindet sich dort ein schöner Neubau, in dem zahlreiche Büros untergebracht sind. Aus der Zeit in Essen habe ich noch einige Freunde und Bekannte in Erinnerung, vor allem Bärbel Becher, die ich auf Fragen meiner Mutter als süß-frech – ich habe damals gelispelt – bezeichnete. Meine Mutter hat uns fotografiert und wollte, dass ich Bärbel ein Küsschen gebe, was ich ablehnte. Daraufhin bat meine Mutter Bärbel, meine Wange zu küssen, was sie ohne Zögern tat.



Unser Haus in Essen, Haumannplatz 4

Ein „Freund“ namens Lebrecht (ich weiß nicht einmal mehr, ob Lebrecht sein Voroder Nachname war, beides wäre möglich) besuchte mich in der Nach-Weihnachtszeit auffallend oft und bat mich jedes Mal um eines der Geschenke des ziemlich reich gedeckten Gabentisches, das ich ihm auch immer gab. Als er aber eines Tages mein Lieblingsgeschenk verlangte, habe ich es ihm erfreulicherweise verweigert, worauf er nie wiederkam, nicht ohne bei diesem Besuch noch die



„Der Kuss“

schöne Armbanduhr meiner Schwester mitgehen zu lassen. Das war das erste, aber natürlich nicht das letzte Mal in meinem Leben, dass ich ausgenutzt wurde. Dies sprach für meine zuweilen an Dummheit grenzende Großzügigkeit, was mich aber nie ernstlich bewog, mein Verhalten zu ändern.

Einige lustige Erinnerungen habe ich noch an die Essener Zeit: Einmal hatte meine Mutter Besuch von Frau Steger, für die ich schwärmte. Als sie mich in der Halle begrüßte, sagte sie: „Wir sehen uns ja später noch!“ und ging die Treppe zum Ankleidezimmer hinauf, wo sie mit meiner Mutter plauderte. Ich wartete sehnlich in der Halle auf Frau Steger, aber nach einer Weile kam meine Mutter alleine die Treppe hinunter. Auf meine Frage nach Frau Steger sagte sie, dass sie über eine andere Treppe, von deren Existenz ich nichts wusste, das Haus verlassen habe. Daraufhin rief ich weinend: „Sie hat mir nicht auf Wiedersehen gesagt!“ Übrigens reagiere ich auch heute noch empfindlich auf uneingelöste Versprechen.

Als sehr seltsam empfinde ich meine Tränen bei einer anderen Gelegenheit. Meine Mutter fand mich – wiederum in der Halle – weinend vor. Auf ihre Frage, warum ich heule, sagte ich: „Weil Hindenburg gestorben ist!“ Hindenburg starb am 2. August 1934, da war ich also gerade fünf Jahre alt. Meine inzwischen natürlich längst revidierte positive Meinung über Hindenburg hatte ich vermutlich von einem der Hausmädchen übernommen.

Eine weitere Geschichte, auf die ich ehrlich gesagt heute noch ein wenig stolz bin, ereignete sich bei dem Besuch von Herrn Dr. Oppermann, zu dem ich beim Kaffee sagte: „Oppermännchen – Kaffeekännchen“, worauf mich meine Mutter trotz des Protestes von Herrn Dr. Oppermann hinausschickte. Da ich offenbar einen Reim machen wollte, mir aber auch heute absolut keiner auf den Namen „Oppermann“ einfällt, finde ich den Umweg über Oppermännchen für einen etwa Fünfjährigen noch immer recht originell.

Die letzte Story meiner Essener Kindheit kenne ich nur aus Erzählungen, habe also leider keine haptischen Erinnerungen

an sie. Wir waren mit meiner Patentante und deren Tochter Annemie in den Ferien in Holland an der Nordsee. Einige Stunden, nachdem sie mich geärgert hatte, stand Annemie vor der Auslage eines Geschäfts und ich biss ihr in den Bauch, und zwar so kräftig, dass man den Abdruck meiner Zähne noch Stunden später sehen konnte, obwohl sie merkwürdigerweise ein Korsett trug.

Ein kleines Nachspiel: Vor einigen Jahren lag ich einmal am Wörthersee im Schatten. Als der Schatten kürzer wurde, fragte mich ein junges Mädchen, ob es mich stören würde, wenn sie ein wenig näher rücke, da sie nun sonst in der Sonne liege. Ich sagte, dass es mir natürlich nichts ausmache, ich sie aber darauf aufmerksam machen müsse, dass ich einmal ein Mädchen in den Bauch gebissen hätte. Darauf antwortete sie trocken und humorvoll: „Dieses Risiko nehme ich in Kauf!“

Sehr wichtig für mich war der Jour fixe bei dem Ehepaar Heinemann, mit deren Enkelinnen Edith und Renate meine Schwester und ich befreundet waren. Mit Renate Aschaffenburg war ich auch in einem privaten Kindergarten zusammen. Heinemanns, die wir Onkel Opa und Tante Oma nannten, luden einmal wöchentlich die älteren Kinder Edith und Gisela – vielleicht auch noch ein oder zwei andere Kinder – und an einem anderen Tag die Jüngeren, also Renate und mich, zum Essen ein. Als ich eines Tages bei ihnen eine Aufnahme der A-Dur-Sonate von Brahms hörte, von Adolf Busch und seinem Schwiegersohn Rudolf Serkin gespielt, war ich so begeistert, dass Heinemanns mir die Platte schenkten. Zuhause hörte ich sie dann dauernd an. Da mein Musikinteresse offensichtlich war, bekam ich eine sehr schöne Dreiviertel-Geige und Unterricht bei dem Konzertmeister des Folkwang Orchesters Herrn Karl-Rudolf Glaser. Ich war damals fünf Jahre alt, ging also noch nicht in die Schule. Zwar spielte ich bald gerne Geige, aber Herr Glaser sagte einmal zu meiner Mutter: „Klaus ist nicht immer ganz so interessiert am Unterricht, wie Sie glauben! Kürzlich sagte er zu mir während der Geigenstun-

de plötzlich: „Schauen Sie mal, wie schön die Kinder da draußen Schlitten fahren!“

In der Schule bekam ich dann einen sehr netten anthroposophischen Klassenlehrer, Herrn Scholl, der mir von einem Rom-Besuch zwei Postkarten mit Engeln von Melozzo da Forlì, einem Schüler des großen Piero della Francesca, aus den Vatikanischen Museen schickte. Natürlich erkenne ich sie heute noch und liebe von den acht bis zehn Engeln Melozzos im Vatikan am meisten den blond gelockten Viola da braccio spielenden Engel. Herr Scholl hat als Erster mein später so glühendes Kunstinteresse geweckt, da er wohl meine musische Veranlagung spürte, zumal ich schon Geige spielte. Er sagte einmal zu meiner Mutter, ich hätte noch „ein Stück vom Himmel“. Das hatte zur Folge, dass Mutti und Gisela immer, wenn ich nicht ganz brav war, sagten: „Sieh’ mal, unser Stück vom Himmel!“

Berlin. Vorkriegs- und Kriegszeit 1937–1945

Meine frühen Berliner Jahre sind relativ erinnerungsschwach, jedenfalls an der weiter zurückliegenden Essener Zeit gemessen.



Mit meiner Mutter und meiner Schwester Gisela beim Musizieren in der Paulsborner Straße.

Wir zogen Anfang 1937 in die Paulsborner Straße 84 in Halensee. Obwohl es keine besonders teure Gegend war, wohnten dort erstaunlich viele Prominente, wie der Tenor Marcel Wittrisch, der Schauspieler Hans Stüwe und die wunderbare Sopranistin Maria Cebotari – nach der ich meinen Stoffhund „Cebo“ nannte – mit ihrem Ehemann, dem bekannten Schauspieler Gustav Diessl. Als Maria Cebotari 1949, nur ein Jahr nach ihrem Gatten, mit erst 39 Jahren gestorben war, wurden ihre beiden Söhne von dem prominenten englischen Pianisten Clifford Curzon und dessen Frau adoptiert. Um die Adoption bewarben sich sehr viele, zum Teil sehr angesehene Ehepaare.

In Berlin lebten zwischen den beiden Kriegen etwa 100.000 Russen, die nach der Revolution ihre Heimat verlassen hatten und von denen einige zu unserem Freundeskreis gehörten. Das waren vor allem Olga und Patrizia Alegiani, die mit ihrer italienischen Mutter, der Gräfin Alegiani, und deren russischer Mutter, der Fürstin Swiatapolk-Mirska, in unserem Block zwei Häuser entfernt wohnten, wo wir viel zusammen waren. Zu unseren Spielgefährten zählte gelegentlich auch Soraya, die spätere Gemahlin des Schahs von Persien, an die meine Schwester Gisela allerdings mehr Erinnerungen hatte als ich. Die Familie Esfandjary wohnte in unserer unmittelbaren Nachbarschaft.

Einige Sportereignisse der Vorkriegszeit sind mir gut im Gedächtnis geblieben. Meine ganze Familie war sehr tennisbegeistert. So sahen wir 1938 das Finale der Europazone im Davis Cup Deutschland–Jugoslawien, das unser Team mit Henner Henkel als Spitzenspieler 3:2 gewann. Die Revanche im Finale 1939 gewann das jugoslawische Team um Franjo Punccec in Zagreb dann mit 3:2. Wir verbrachten damals unsere Ferien gerade in Lopud bei Dubrovnik. Als wir auf dem Schiff waren, zeigten die Jugoslawen am Ufer uns begeistert mit den Fingern das 3:2 an. Zuvor hatten wir in Berlin – wiederum beim Tennisclub Rot-Weiß am Hundekehlensee – das Semifinale der Europazone mit einem überragenden 5:0-Sieg Deutschlands gegen Großbritannien gesehen.

Ein anderes Sportereignis war für uns das Training für ein Autorennen auf der AVUS mit Blick auf die berühmte Nordkurve, die eine Neigung von $43,6^\circ$ hatte. Meines Wissens gibt es heute keine Rennstrecke der Formel 1 mehr, die eine Kurve mit einer derartigen Neigung hat.

So wie die heutigen Grand Prix-Rennen meist ein Duell zwischen Mercedes und Ferrari sind, dominierten damals die heute nicht mehr bestehende Auto-Union, deren Star Bernd Rosemeyer 1938 bei einer Testfahrt tödlich verunglückte, und Mercedes mit seinem Spitzenfahrer Rudolf Caracciola.

Zu den Gründen meiner Mutter, nach Berlin zu ziehen, gehörte wohl, dass Essen für sie nach den Jahren glücklicher Ehe nach dem Tod meines Vaters emotional zu belastet war, ferner, dass sie für Gisela und mich in Berlin bessere Ausbildungsmöglichkeiten sah, und schließlich, dass Heinz Tietjen, den wir Onkel Heini nannten, Generalintendant aller Preussischen Staatstheater war, de facto natürlich vor allem der Berliner Staatsoper. Durch ihn bekamen wir jederzeit Freikarten für die damals hervorragende Staatsoper Unter den Linden. Meistens saßen wir in der rechts über dem Orchester gelegenen Intendantenloge. Für mich waren das äußerst attraktive Plätze, da wir einige Musiker der Staatskapelle kannten, vor allem meinen Lehrer Franz Seifert, den 2. Konzertmeister der Staatskapelle. Heinz Tietjen war vor dem Ersten Weltkrieg ein guter Freund meines Großvaters Conrad Haas, der bereits 1914 gestorben war. Diese Freundschaft übertrug sich auf meine Mutter, die er schon als kleines Mädchen kennengelernt hatte.

Mein Großvater Conrad Haas war Rechtsanwalt in Diedenhofen (heute Thionville), während Tietjen seit 1907 Intendant in Trier war. Bei den offenbar recht häufigen Gastspielen der Trierer Oper in Diedenhofen wohnte Tietjen bei meinen Großeltern, deren Haus noch erhalten ist. An der Fassade befindet sich ein Hase als Symbol für den Namen Haas. 2015 schickte mir mein Cousin Stephan Haas ein Foto des Hauses, nachdem er mit seinen drei Geschwistern, deren Ehepartnern und allen Nachkommen seinen 70. Geburtstag in Thionville gefeiert hatte.

Die Freundschaft zwischen Tietjen und meinem Großvater basierte sicher zum großen Teil auf der Begeisterung für die Oper. Obwohl er kein Musiker war, konnte er, wie meine Mutter mir erzählte, stundenlang Opern oder zumindest Teile daraus auf dem Klavier nach dem Gehör – also ohne Noten – spielen. Diese Begabung hat er meiner Mutter vererbt. Die Freundschaft mit Tietjen brachte uns in den Genuss vieler wunderbarer Aufführungen der



Meine Mutter mit Heinz Tietjen

Staatsoper, deren Sängersenble von so hervorragender Qualität war, wie sie zu dieser Zeit, wie ich kürzlich bei einem kompetenten Opernexperten las, nur noch die New Yorker Metropolitan Opera zu bieten hatte. Da sich damals die Reisetätigkeit der Opernstars noch in Grenzen hielt, sangen die Ensemblemitglieder überwiegend an ihren Stammhäusern. Allein an Tenören gehörten Max Lorenz, Ludwig Suthaus, Franz Völker, Marcel Wittrisch, Helge Roswaenge und Peter Anders zum Ensemble. Auch der schwedische Tenor Set Svanholm sang viel an der Staatsoper, wenngleich er nicht Ensemblemitglied war. Die Spitzensänger waren sehr oft in der Oper zu hören, sodass man es sich aussuchen konnte, ob man „Rigoletto“ oder „La Traviata“ mit Maria Cebotari, Helge Roswaenge und Heinrich Schlusnus oder etwa mit Erna Berger, Peter Anders und Willi Domgraf-Fassbaender hören wollte. Die Dirigenten waren, sofern ich das damals beurteilen konnte, selten auf demselben hohen Niveau. Dirigenten vom Rang eines Furtwängler, Sabata, Karajan, Knappertsbusch, Clemens Krauss oder Oliviero De Fabritiis waren eher die Ausnahme als die Regel.

Das „Meistersinger“-Vorspiel habe ich unter Furtwängler einmal innerhalb einer guten Stunde zweimal gehört. Beim ersten Mal kam während des Vorspiels Fliegeralarm. Danach fing Furtwängler natürlich wieder mit dem Vorspiel an, wobei ich in Erinnerung habe, dass er beide Male in den Takten 7–9 dieselben Schüttelbewegungen mit der linken Hand machte.

Unser Konzerthunger wurde zunächst durch Freikarten für nicht ausverkaufte Veranstaltungen der Konzertdirektion Adler gestillt, die meinen Onkel, den Pianisten Alfred Hoehn, vertrat. Onkel Alfred war mit der älteren Schwester meiner Mutter verheiratet. Er gewann 1910 in St. Petersburg den renommierten Anton Rubinstein-Wettbewerb, an dem neben anderen, später sehr prominenten Pianisten auch Arthur Rubinstein teilnahm, der heute als einer der größten Pianisten des 20. Jahrhunderts gilt.

Zu den großen Dirigenten, unter denen Alfred Hoehn spielte, gehörten Hermann Abendroth, Fritz Busch, Ernst von Dohnányi, Clemens Krauss, Willem Mengelberg, Karl Muck, Hermann Scherchen, Fritz Steinbach, Franz Schalk und vor allem Arthur Nikisch, Richard Strauss und Wilhelm Furtwängler. Wie viele Musiker, die Strauss begegneten, spielte Onkel Alfred mit ihm Skat, natürlich um Geld. Da er ein schlechter Skatspieler war, sagte Strauss zu ihm: „Sie sind Bargeld für uns.“ Leider gibt es keine technisch guten Aufnahmen von Alfred Hoehn, da er 1940 während einer Probe für die Aufnahme eines Brahms-Konzerts einen Schlaganfall erlitt, der seine solistische Karriere beendete. Daneben hatte er noch zwei Professuren in Frankfurt am Main und Weimar, die er aber dann auch nicht mehr ausüben konnte.

Mein größtes Interesse galt damals neben der Oper den Geigern, während mich heute gleichermaßen Opern, Symphoniekonzerte, Kammermusik- und Liederabende, Geiger und Pianisten interessieren, gelegentlich sogar faszinieren. Da die meisten großen Geiger damals Juden waren (Fritz Kreisler, Mischa Elman, Bronislaw Huberman, Jascha Heifetz, Yehudi Menuhin, Nathan Milstein, David Oistrach, Joseph Szigeti ...) und die beiden berühmtesten nichtjüdischen Geiger Jacques Thibaut und Adolf Busch aus politischen Gründen auch nicht mehr in Deutschland auftraten – Busch war möglicherweise wegen seines jüdischen Duopartners und Schwiegersohns Rudolf Serkin emigriert –, hörte ich die Weltklasse-Geiger erst nach dem Krieg, wobei David Oistrach für mich die große Offenbarung war.

Den stärksten Eindruck von den damals in Berlin konzertierenden Geigern hinterließ bei mir Gioconda de Vito, die mit dem Berliner Ärzte- und Juristenorchester unter Dr. Julius Kopsch ein sehr verinnerlichtes und klangschönes Brahms-Konzert spielte. Nach dem Krieg war ich mit Herrn Dr. Kopsch einmal bei dem jungen Dirigenten C.A. Bunte zum Kaffee eingeladen. Im Gespräch behauptete Dr. Kopsch, dass nur deutsche Interpreten

deutsche Musik authentisch interpretieren könnten. Auf meinen Hinweis auf das wunderbare Brahms-Konzert von Gioconda de Vito bemerkte er: „Sie dürfen aber nicht vergessen, dass sie einen deutschen Dirigenten hatte (Julius Kopsch)!“ Von den zur virtuosens Richtung neigenden Geigern machte der etwa zwanzigjährige Ruggiero Ricci mit Sarasate und anderen Bravourstücken Furore. Er stand immer im Schatten des zwei Jahre älteren Yehudi Menuhin, dem er technisch sicher ebenbürtig war, den er jedoch an menschlichem und musikalischem Charisma bei Weitem nicht erreichte. Später begleitete ich Ricci als Konzertmeister des Stuttgarter Staatsorchesters bei seinem sehr guten, aber nicht überragenden Dvořák-Konzert. Auch bei Vasa Prihoda war die herausragende Qualität die großartige Technik. Seine Interpretation der g-Moll-Sonate von Bach empfand ich als sehr zwiespältig. In der Fuge bewunderte ich seine fabelhafte Akkordtechnik. Das Adagio hingegen erschien mir sehr merkwürdig. Die Oberstimmen des ersten Akkords hielt er extrem lang (das Üben ausgehaltener Töne war übrigens eine auffallende Gewohnheit der älteren Geiger-Generation). Die folgenden 32stel spielte er dann fast im doppelten Tempo. Es war also ein auf Effekt zielendes Spiel, wie es heute nicht mehr akzeptiert würde. Guila Bustabo überzeugte mit einer perfekten Wiedergabe des D-Dur-Konzerts von Paganini, aber auch sie gehörte wohl nicht zu den großen Allroundgeigern. Gerhard Taschners Stern ging 1941 auf, als er 19-jährig bei seinem Debüt als 1. Konzertmeister der Berliner Philharmoniker die Ciaccona (Chaconne) von Bach spielte, während Furtwängler und das Orchester auf dem Podium saßen. Dieses Konzert habe ich leider nicht gehört. Taschner gab noch im März 1945 einen Violinabend in der Tribüne am Knie mit seiner Frau Gerda Nette am Klavier, bei dem wegen einer der damals sehr häufigen Stromsperrungen während der Carmen-Fantasie von Sarasate das Licht ausging. Er spielte das Programm im Dunklen auswendig zu Ende, seine Frau bei Kerzenlicht.

Meiner Erinnerung nach hat Wolfgang Schneiderhan, dessen Rundfunkaufnahmen ich vor allem wegen seines schönen, noblen Tones sehr bewunderte, merkwürdigerweise im Krieg nicht in Berlin gespielt. Von den damals prominenten Geigern hörte ich Georg Kulenkampff am häufigsten, zuweilen mit sehr berühmten Partnern. So gab er mit Furtwängler einen Sonatenabend, vermutlich vor allem, weil Furtwänglers Violinsonate auf dem Programm stand. Als ich nach einem Duoabend von Kulenkampff und Edwin Fischer ins Künstlerzimmer ging, sagte dieser zu mir: „Du willst sicher ein Autogramm von mir haben?“, was ehrlich gesagt nicht der Fall war, da ich auf Geiger fixiert war. Er sah wohl, dass ich einen Federhalter bei mir hatte, den er benötigte, um die Autogrammwünsche der Wartenden zu erfüllen. Eine ähnliche Situation hatte ich zuvor schon einmal erlebt: am „Tag der Solidarität“, als die Prominenz aller Sparten in der Tauentzienstraße und am Kurfürstendamm Autogramme gab. Am gefragtesten waren Filmschauspieler und Sportler. Arthur Seyß-Inquart, der Vorsitzende der österreichischen Nationalsozialisten (und vor dem Anschluss sogar noch für zwei Tage [!] österreichischer Bundeskanzler), entlieh von mir unter demselben Vorwand und mit denselben Worten meinen Federhalter, was überhaupt nicht meinen Wünschen entsprach.

1938 spielte Kulenkampff in Berlin die Uraufführung des Violinkonzerts von Schumann. Das Werk blieb wegen des negativen Urteils von Joseph Joachim fast hundert Jahre ungespielt. Ich scheine diese denkwürdige Uraufführung aus nicht nachvollziehbaren Gründen nicht gehört zu haben, da ich das wohl kaum vergessen hätte. Joachims Kritik kann sich eigentlich nur gegen den langen, ungeigerischen und auch nicht allzu inspirierten 3. Satz gerichtet haben. Der 1. Satz ist sehr schön und der zweite, der leider nur vier bis fünf Minuten dauert, ein allzu kurzer Traum, in dem zwei Themen auf überirdisch schöne Weise miteinander ver-

woben sind. Das Hauptthema in B-Dur erscheint später in g-Moll, wo es eine fast noch magischere Wirkung entfaltet. Das Problem des 3. Satzes hat Kulenkampff auf äußerst rigorose Weise gelöst, indem er quasi keinen Stein auf dem anderen ließ, was eine Platte aus der Zeit der Uraufführung belegt. Auch die meisten heutigen Geiger spielen diesen Satz mit Retuschen, vor allem Oktavierungen, aber bei Weitem nicht so radikal wie Kulenkampff. Das Werk wird wegen des undankbaren 3. Satzes viel seltener gespielt als Schumanns Klavierkonzert, das ich noch am 4. April 1945 von Kempff hörte und relativ kurz davor in einer ebenso wunderbaren Interpretation von Giesecking unter Karajan, der damals die Konzerte der Berliner Staatskapelle leitete.

Meine eigene geigerische Entwicklung begann recht zögernd. Vor dem Sommer 1937 scheine ich in Berlin überhaupt keinen Geigenunterricht gehabt zu haben. Die Ferien verbrachten wir an der Ostsee in Bansin, wo wir Herrn Hühnerjäger kennenlernten, der in Berlin wohnte und dort mein erster Geigenlehrer wurde. Da wir lediglich über ihn wussten, dass er im Kurorchester Bansin spielte, was ja nun keine erste Adresse war, empfahl uns Heinz Tietjen bald den 2. Konzertmeister der „Berliner Staatskapelle“ Franz Seifert als Lehrer, der mich dann bis 1943 unterrichtete. Damals war es üblich, dass die Instrumentallehrer zu ihren Schülern ins Haus kamen. Herr Seifert war ein ausgezeichnete Musiker, er begleitete mich öfter am Klavier und spielte mir einmal mit meiner Mutter als Klavierbegleiterin wunderbar den 2. Satz aus dem g-Moll-Bruch-Konzert vor. Aus mehreren Gründen glaube ich jedoch, dass er nicht der richtige Lehrer für mich war. Erstens hatte er eine veraltete Bogentechnik mit einem sehr hohen Handgelenk. Es war später ein langwieriger Prozess, das umzustellen. Zweitens habe ich nie Vibratoübungen gemacht, sondern intuitiv begonnen zu vibrieren. Mein Vibrato war fast immer zu groß und zu langsam, wobei ich annehme, dass ich ein-

fach das Vibrato von Herrn Seifert imitiert habe, ohne allerdings dessen sicher zu sein. Drittens war ich durch die Auswahl der Vortragsstücke zweifellos unterfordert. So spielte ich im Unterricht drei Händel-Sonaten und alle drei Schubert-Sonaten, die damals noch als Sonatinen bezeichnet wurden, von denen gewiss jeweils eine genügt hätte. Erstmals nicht unterfordert war ich, als Herr Seifert mir das Viotti-Konzert Nr. 23 G-Dur aufgab, dessen 1. Satz er zuvor für mich gespielt hatte, wobei es mir sehr schwer erschien. Desto größer war das Erfolgserlebnis, als ich merkte, dass ich es mühelos bewältigen konnte, allerdings mit erheblich gesteigertem Übeaufwand. An einem Sonntag übte ich daher einmal vier Stunden. Zuvor betrug meine Übezeit meistens eine Stunde.

Für die Effizienz meines Übens war es ein enormer Vorteil, dass meine Mutter sehr gut Klavier spielte. So war der Schluss meines täglichen Übepensums das Zusammenspiel mit ihr. Da ich sehr leicht auswendig lernte, spielte ich den zuvor allein geübten Teil meines Vortragsstücks anschließend mit meiner Mutter meistens gleich auswendig. Dabei stellte sich natürlich sofort heraus, welche Stellen ich auswendig oder technisch noch nicht beherrschte. Meine Mutter begleitete in den nächsten Jahren auch die großen Konzerte (Beethoven, Brahms, Tschaikowsky, Dvořák ...). Lediglich bei Glasunow streikte sie, da das Konzert ihr fremd war. So spielte ich es mit einer anderen Pianistin, mit der ich es nur ein oder höchstens zweimal wöchentlich probte. Die Folge war, dass ich es nie so sicher beherrschte wie die Konzerte, die ich mit meiner Mutter täglich übte.

Eine wunderbare Ergänzung dazu war der wöchentliche Jour fixe mit meinem Theorielehrer Herbert Trantow, der hervorragend vom Blatt spielte, an dem wir etwa zwei Stunden lang zum Vergnügen musizierten. Dabei spielten wir nicht nur mein aktuelles Vortragsstück – meistens war das ein Violinkonzert –, sondern auch Sonaten von Mozart, Beethoven und anderen Komponisten.



Dieses Bild zeigt meine Bogenführung nach der Umstellung

Mein Geigenlehrer Herr Seifert hatte zu meiner Mutter gesagt, es sei sein großer Wunsch, dass sein Sohn einmal Kompositionsunterricht bei dem Ballettkorrepetitor der Staatsoper Herbert Trantow bekäme. Da meine Mutter Wert darauf legte, dass ich auch in den Nebenfächern guten Unterricht bekam, war das für sie ein Signal, Herrn Trantow zu kontaktieren. Während einer Theorie-stunde sagte er, ich solle einmal die Geige mitbringen, weil er mich gerne spielen hören würde. Daraus wurde dann der Jour fixe, der für mich für etwa zwei Jahre während des Krieges der Höhepunkt einer jeden Woche werden sollte. Ich ging natürlich auch sehr gerne zu meinem Geigenunterricht. Professor Havemann, bei dem ich ab dem Sommer 1943 sechs Jahre lang Unterricht hatte, war für mich eine Respektsperson, während Herr Trantow so etwas wie eine Vaterfigur wurde. Die Gespräche mit ihm waren für mich sehr bereichernd. Über einen späteren Theorielehrer schrieb ich in mein Tagebuch: „[...] weil sein nie enden wollender Redeschwall in einem ungeheuren Gegensatz zu Trantows klarer, präziser Ausdrucksweise stand“. Herr Trantow, dessen Tochter

Cordula übrigens später eine sehr bekannte Schauspielerin wurde, schrieb damals seine erste Filmmusik zu „Der Mann, dem man den Namen stahl“. Er wurde dann mit der Musik zu mehr als 40 weiteren Filmen ein sehr erfolgreicher Komponist in diesem Genre. Als ich dann Schüler von Gustav Havemann war, habe ich in nicht einmal zwei Jahren die Konzerte von Beriot G-Dur, Bruch, Mozart A-Dur, Vieuxtemps E-Dur, Paganini D-Dur (nur den 1. Satz) und Brahms studiert, außerdem noch die E-Dur-Partita und wohl auch die g-Moll-Solosonate von Bach. Dem Lehrerwechsel war die Wahl zwischen Kulenkampff und Havemann vorausgegangen, wobei entscheidend war, dass Kulenkampff, dem ich natürlich auch vorgespielt hatte, mich nur alle 14 Tage unterrichtet hätte (in der übrigen Zeit sollte mich seine Schülerin und Assistentin Hedi Gigler betreuen), während ich bei Havemann zweimal wöchentlich ausgiebigen Unterricht bekam. Zuvor hatte ich an meinem Geburtstag, am 15. April 1943, bei einer Trauerfeier für einen HJ-Bannführer, bei der das „Orchester der Rundfunkspielschar Berlin“ spielte, den besten Freund meiner nächsten Jahre, Konstantin Plaeinitz, genannt Kostja, kennengelernt, der bereits Havemann-Schüler war. Obwohl Kulenkampff schon wusste, dass meine Wahl auf Havemann gefallen war, bot er mir an, bei seinem internationalen Meisterkurs in Potsdam kostenlos zu hospitieren. Neben anderen spielte dort Hedi Gigler sehr schön das Dvořák-Konzert. Da sie ihren Oberkörper ständig hin- und herbewegte, sagte Kulenkampff, dass sie ihn an die Zuschauer eines Tennisturniers erinnere. Einem Studenten gegenüber, der viel Zeit auf das Stimmen der Saiten verwendete, äußerte er, dass er keinen Schüler auf das Podium lassen würde, dessen Wirbel nicht in einem so einwandfreien Zustand wären, dass die Prozedur des Stimmens sehr schnell gehe. Noch heute stört es mich, wenn etwa Solisten oder Streichquartette vor allem zwischen den Sätzen lange stimmen, weil das beim Publikum den Hörfluss unterbricht und im Übrigen den Interpreten selber nervös machen kann.

Mindestens ebenso interessant war für mich der Meisterkurs für Operndarstellung von Anna Bahr-Mildenburg, an dem meine Mutter teilnahm. Meine Mutter hatte in den frühen 20er-Jahren in München bei Hermine Bosetti Gesang und bei Anna Bahr-Mildenburg Dramatischen Unterricht studiert. Daneben spielte sie schon kleine und mittlere Rollen an den Kammerspielen. Sie hatte einen sehr schönen jugendlich-dramatischen Sopran, verzichtete aber zugunsten der Familie auf eine Gesangslaufbahn. Heinz Tietjen sagte einmal zu Gisela und mir: „Ich habe eure Mutter vor einer Sängerkarriere bewahrt. Sie wäre den Intrigen des Opernbetriebs nicht gewachsen gewesen.“ Später gab sie dann viel Dramatischen Unterricht mit Richard Wagner als Schwerpunkt und hat, wenn kein Korrepetitor anwesend war, auch noch selber begleitet. Bahr-Mildenburg, die zuvor Anna von Mildenburg hieß, war mit Hermann Bahr verheiratet, den meine Mutter bei ihren Besuchen in der Barerstraße 50 recht gut kennenlernte. Er sagte einmal zu meiner Mutter, dass sie seiner Vorstellung der Marie in seinem Stück „Das Konzert“ entspreche: jung, schön und geschickt. Bahr-Mildenburg war eine bedeutende, zuweilen recht streng wirkende Persönlichkeit. Als die große Sopranistin Maria Müller, die bei ihr studiert hatte, ihr ein Bühnenfoto zeigte, auf dem sie ein leichtes Lächeln hatte, fragte Bahr-Mildenburg: „Was singen Sie denn da?“ Maria Müllers Antwort: „Elsa, Frau Professor.“ Darauf Bahr-Mildenburg: „Was gibt’s denn da zu lachen?“

Meine Mutter erzählte, dass Bahr-Mildenburg bei jeder Elsa behauptete, dass sie „Meinehgemahl“ (mein Eh’gemahl) singe, auch wenn das gar nicht zutraf. Das Verbinden nicht zusammengehörender Wörter entsprach aber wohl dem Zeitgeschmack. Selbst von dem wunderbaren Tenor Franz Völker habe ich noch in Erinnerung, dass er im Brautgemach („Lohengrin“) sang: „Fühlich zu dir so süß mein Herz entbrennen.“

Als etwas seltsam empfand ich zuweilen die Praeliminarien vor dem Dramatischen Unterricht. Der Kapellmeister Wilhelm

Krienitz spielte oder improvisierte etwas auf dem Klavier, wozu die Kursteilnehmer Bewegungen ausführen mussten, die in meiner Erinnerung eine gewisse Nähe zur Eurythmie hatten. Als Herr Krienitz einmal eine bekannte Stelle aus einer Oper spielte, fragte Frau Bahr-Mildenburg, ob jemand das erkenne. Sie selber wusste es natürlich, aber unter den Studierenden kannten zwar einige diese Stelle, erkannten sie aber nicht. Es war der Beginn der wunderbaren Zerbinetta-Arie „Als ein Gott kam jeder gegangen“ (Strauss „Ariadne auf Naxos“), dem ein langes, herrliches Rezitativ vorausgeht. Einmal mussten alle Teilnehmer aus Lortzings „Waffenschmied“ singen: „Welt, Du kannst mir nicht gefallen, hast dich gänzlich umgekehrt, von den heut’gen Männern allen, ist auch keiner etwas wert“. Bei der ersten Zeile sollten sie den Kopf schütteln, bei der zweiten eine Drehbewegung mit den Armen ausführen, bei der dritten mit dem Zeigefinger in verschiedene Richtungen zeigen und bei der vierten die gekreuzten Unterarme schnell auseinandernehmen. Meine Mutter veranstaltete für ihre verehrte Lehrerin auch einmal einen gut besuchten Kurs in einer großen Berliner Privatwohnung. Da sie für die Bayreuther Festspiele zuweilen Karten von Onkel Heini bekam, der damals zusammen mit Winifred Wagner die Festspiele leitete, nahm sie Anna Bahr-Mildenburg einmal mit. Ihr Urteil war teilweise vernichtend. Das Ärgste war wohl, dass sie über die Sängerin der Isolde, Germaine Lubin, sagte, sie sei eine Soubrette! Etwas Schlimmeres kann man über eine Isolde wohl kaum sagen.

Über die Kriegszeit kann ich kaum sprechen, ohne meine allmähliche Politisierung zu schildern. Ich habe Hitler zweimal in Berlin gesehen, einmal zufällig in der Nähe meiner Volksschule in der Joachim-Friedrich-Straße, das andere Mal bei einer großen Parade auf der Ost-West-Achse, der heutigen „Straße des 17. Juni“, anlässlich eines Staatsbesuchs des ungarischen Reichsverwesers Admiral Horthy, dem „Admiral ohne Flotte“. Ungarn hatte seit dem Ende der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn keinen Zu-

gang zum Meer, also auch keine Flotte mehr. Sicherlich hatte diese Parade am Vorabend des Zweiten Weltkriegs vor allem die Funktion einer Drohgebärde. Fast alle Waffengattungen nahmen daran teil: Panzer rollten über die festlich geschmückte Straße, Flugzeuge donnerten darüber hinweg ... Von meinem Platz in der Menge aus konnte ich die ganze Prominenz sehen, die zuvor oder anschließend in einem Mercedes-Konvoi den Korso abfuhr. Im ersten Wagen saßen Hitler und Horthy, danach kamen Göring, Himmler und Hitlers übrige Entourage. Ich glaube mich zu erinnern, dass ich diese Männer ganz neutral als Teil der Parade gesehen habe, also weder mit Bewunderung noch mit Widerwillen. Das Judenpogrom vom 9. November 1938 bzw. die eingeschlagenen Fensterscheiben jüdischer Geschäfte habe ich noch ziemlich indifferent wahrgenommen, wobei ich nicht einmal mehr rekonstruieren kann, wie weit ich überhaupt realisierte, was da geschah. Nach Kriegsbeginn machte ich noch ein Spottgedicht auf Churchill:

„Herr Churchill, dieser Affe,
greift plötzlich zu der Waffe.
Was hat er für 'nen Grund
der alte Lügenhund?
[...] Dass die „Courageous“ einmal hat existiert,
das hat Herr Churchill wohl noch nicht kapiert.“

Den Rest habe ich vergessen. Die „Courageous“ war ein britischer Flugzeugträger, der im September 1939 durch die Torpedos eines deutschen U-Boots versenkt worden war. Ich war bei Kriegsbeginn also der Nazipropaganda auf den Leim gegangen. Meine Mutter erzählte einer Verwandten von diesem Gedicht, die mich daraufhin streng ins Gebet nahm und mir sagte, dass Churchill ein großer Mann sei. Das könnte meinen Umdenkprozess eingeleitet haben. Als die Juden ab September 1941 den Davidstern tragen mussten, hat mich das keineswegs mehr gleichgültig gelas-

sen. Nach einem guten Jahr waren die zahlreichen Berliner Juden quasi aus dem Stadtbild verschwunden, woraus die Bevölkerung natürlich durchaus ihre Schlüsse hätte ziehen können. Es vergeht selbst heute wohl keine Woche, in der ich nicht an ein traumatisches Erlebnis dieser Zeit denken muss. Ich spielte mit einem etwa drei Jahre jüngeren Schulkameraden, den ich nur flüchtig kannte, auf der Straße, als ein älteres, sehr fein aussehendes jüdisches Paar sich uns näherte. Der vermutlich Zehnjährige pflanzte sich vor ihnen auf und rief: „Jude Itzig, Nase spitzig, Augen eckig, Arschloch dreckig.“ Dann rannte er davon. Ich stand wie gelähmt da, als dieses Ehepaar an mir vorbeiging, und war leider noch nicht gewandt genug, etwas Entschuldigendes zu sagen. Wahrscheinlich sind sie ein oder zwei Jahre später ermordet worden. Ich habe mir oft die Frage gestellt, ob aus diesem Jungen noch ein anständiger Mensch geworden sein kann. Dieser Vorfall hat sich mir als ziemlich singulär eingeprägt, weil in Berlin Antisemitismus nach meiner Einschätzung seltener war als in Wien, wo Hrdlickas Skulptur „Knieender und straßenwaschender Jude“ von 1988 mit seinem Mahnmal für die damaligen Jahre symptomatisch war. Diese sogenannten „Reibpartien“, bei denen Juden mit Zahnbürsten das Straßenpflaster reinigen mussten, waren für viele Wiener „a Hetz“. Als Gegenbeispiel möchte ich erwähnen, dass in Berlin noch nach Kriegsbeginn, ich vermute bis 1940, ein „Jüdisches Theater“ existierte. Vor Beginn der Vorstellungen strömten einige Hundert jüdische Besucher aus der nahegelegenen U-Bahn-Station. Es ist bekannt, dass die jüdischen Besucher von den nichtjüdischen Passanten nicht angepöbelt wurden.

In dieser Zeit haben wir eine jüdische Dame, Frau von Boxberger, in unserer Wohnung aufgenommen. Sie war die beste Freundin einer guten Bekannten von uns, die in unserem Haus wohnte. Als Frau von Boxberger ihr mitteilte, dass sie vermutlich nach Theresienstadt deportiert werden sollte, bat unsere Bekannte sie, von weiteren Besuchen Abstand zu nehmen, da das für sie zu ge-

fährlich sei. Daraufhin fragte meine Mutter mich, ob ich dafür sei, Frau von Boxberger aufzunehmen. Gisela war damals gerade verweist. Ich war ein wenig stolz auf die Frage meiner Mutter und stimmte sofort zu. Wir brauchten Frau von Boxberger nicht lange zu verstecken, was bei Fliegeralarm immer ein Problem war, weil sie, um nicht erkannt zu werden, nicht mit uns in den Keller gehen konnte. Ein Bekannter von ihr, Exzellenz Lewald, verhalf ihr zur Flucht in die Schweiz. Das war erstaunlich, da er selbst jüdischer Abstammung war. Als Vorsitzender des Organisationskomitees der Olympischen Spiele war Theodor Lewald an der Vergabe und Vorbereitung der Olympischen Sommerspiele 1936 in Berlin, an denen Hitler äußerst interessiert war, maßgeblich beteiligt. Frau von Boxberger hat den Krieg glücklicherweise überlebt. In den 60er-Jahren habe ich sie mit meiner Ehefrau Traudi in Freilassing besucht.

Bald darauf bekamen wir selbst auch Schwierigkeiten mit dem Regime, da der Stammbaum meines Vaters nicht dem Arierparagraphen der Nazis entsprach. Meine Schwester stand kurz vor dem Abitur und durfte deshalb die Prüfungen noch ablegen, während ich die Schule verlassen musste. Ich wurde in den beiden letzten Kriegsjahren zwar noch zweimal gemustert, aber wie die Mehrheit des Jahrgangs 1929 als untauglich zurückgestellt. Danach haben die Nazis mich vergessen, sodass ich mich bis zum Kriegsende auf die Geige konzentrieren konnte und in dieser Zeit die weitaus rapidesten Fortschritte meines Lebens machte. Professor Havemann hatte schon seit Längerem geraten, dass ich die Schule verlassen solle, um meine geigerische Entwicklung zu beschleunigen. Als meine Mutter ihm die neue Situation mitteilte, sagte er: „Sie wissen sicher, dass ich als Nazi gelte (er war sogar ein sehr aktiver Nazi), aber glauben Sie bitte nicht, dass ich Klaus nun weniger gern habe, ich habe ihn nun nur noch lieber!“ Das war ein sehr netter Satz aus dem Munde eines Nationalsozialisten, der eine sehr widersprüchliche Persönlichkeit war. Ich vermute,

dass er weniger aus Überzeugung als aus Opportunismus ein Anhänger des Nationalsozialismus wurde. Nach dem Kriege hat er sich sehr schnell mit dem SED-Regime arrangiert. Mir gegenüber äußerte er einmal, schon immer mehr sozialdemokratisch als deutschnational gewesen zu sein. Das war natürlich eine politisch sehr naive Bemerkung, da es zwischen diesen beiden Polen – die Position der Sozialdemokraten war damals deutlich weiter links als heute – noch die Parteien der demokratischen Mitte gab. Dazu gehörte das Zentrum, die Deutsche Demokratische Partei und Stresemanns DVP (Deutsche Volkspartei), die viele Jahre mit den Sozialdemokraten die „Weimarer Koalition“ bildeten.

Mein Vater und seine Schwester Johanna waren vermutlich nicht das, was die Nazis Volljuden nannten. Beide waren nordische Typen, sehr groß, blond und blauäugig. Sie waren aber mosaischer Konfession. Deshalb wurde meine Tante im Krieg in Holland, wohin sie geflohen war, verhaftet und kam in ein KZ, aus dem sie bald wieder entlassen wurde, da ein „Judenbeschauer“ sie mit dem „Ergebnis“ vermessen hatte, dass sie keine Volljüdin sein könne.

Als ich etwa vier oder fünf Jahre alt war und Vati und ich gemeinsam badeten, saß ich schon in der fast vollen Badewanne, während sich mein Vater in seiner für die damalige Zeit ungewöhnlichen Größe von 1,92 m vor der Wanne aufbaute und mir sagte, dass er Jude sei. Er war kein religiöser, aber wie meine Mutter mir erzählte, doch bewusster Jude. Diese Geschichte empfinde ich auch heute noch als sehr seltsam. Offenbar war es ihm wichtig, mir das mitzuteilen. Vatis Aussage hatte ich verstanden, behielt dieses Wissen aber für mich, da es mir in der kommenden Zeit nicht opportun erschien, davon Gebrauch zu machen. Ich sprach darüber auch nicht mit Mutti und Gisela, die also nicht wussten, dass ich es wusste. Das führte in meiner Schulzeit zu Komplikationen, die für mich vorteilhaft wa-

ren. Meine Schwester hatte die sehr unangenehme Erfahrung gemacht, dass jedes Jahr eine BDM-Führerin in die Klasse kam und fragte: „Wer ist nicht ‚rein arisch‘?“ Gisela ist, wie sie mir später erzählte, jedesmal erblasst. Das wollte meine Mutter mir nun ersparen, indem sie den jeweiligen Klassenlehrer bat, es stillschweigend in das Klassenbuch einzutragen, da ich nichts davon wisse. So standen bei dieser Frage jeweils vier oder fünf Jungen auf, während ich mit etwas unbehaglichem Gefühl sitzen blieb. Mein letzter Klassenlehrer war der Musiklehrer Kraft, der im Unterricht mit Begeisterung Loewe-Balladen sang. Da ich sein bester Schüler war, nahm er mich öfter in Konzerte mit, für die er vermutlich Freikarten bekam. Auf den Gedanken, dass Kraft Antisemit war, kam ich erst sehr viel später bei dem Besuch eines Schulfreundes, der seinerzeit aus denselben Gründen wie ich die Schule verlassen musste. Er war einer der klügsten Menschen, denen ich begegnet bin, und wurde später Ordinarius für Erwachsenenbildung an der Freien Universität Berlin. Das von Kraft als Klassenlehrer verfasste Zeugnis meines Schulfreundes war eine Katastrophe: Zeichnen „sehr gut“, Handschrift „gut“, ansonsten mehrmals „ausreichend“ und sogar „mangelhaft“. In der allgemeinen Beurteilung stand unter anderem: „Seine alberne Art ist störend“. Das war zweifellos der klassische Fall eines Vorurteils und für mich auch die Erklärung für einen äußerst seltsamen Vorfall während meiner Schulzeit. Kraft hatte mir in Musik erstmals nur ein „gut“ gegeben, was natürlich absurd war, da ich in Musik nicht nur der Klassenbeste, sondern vermutlich der Schulprimus war. In einem anderen Fach, das er unterrichtete, es war Deutsch oder Geschichte, hatte er unvorsichtiger- und unüblicherweise einige Tage vor der Zeugnisvergabe die Noten vor der ganzen Klasse verlesen. Bei mir war das ein „befriedigend“, während ich im Zeugnis plötzlich nur ein „ausreichend“ hatte. Ich ging stante pede zu Herrn Kraft und beschwerte mich. Er sagte, dass meine Leistung in Musik natürlich außer Zweifel stünde, dass mich

das aber verpflichtete, mehr Interesse am Unterricht erkennen zu lassen. Dann stellte er mir noch die Frage nach den Tonarten der Beethoven-Symphonien, die ich beantworten konnte. Nachdem er wohl sein Placet gegeben hatte, wurde ich noch zu dem amtierenden Studiendirektor Lorenz geschickt, der vermutlich wegen eines tragischen Schicksalsschlags schon etwas verwirrt war. Herr Lorenz kam in den Korridor hinaus, wandte sich mir zu und grölte etwas Undefinierbares: „Was ist das für ein Ton?“ Ich antwortete: „A“! „Stimmt das?“ „Ja!“ Ich hatte wie immer zuvor wieder meine „Eins“ und in dem anderen Fach die von mir geforderte „Drei“. Außerdem wurde ein Satz in der Beurteilung, den ich auch moniert hatte, gestrichen. Das war grundsätzlich und speziell für die Nazizeit sicher ein völlig ungewöhnlicher Vorfall. Die meisten Lehrer der „Goethe-Schule“ waren, nachdem einige nette und fähige bei Kriegsbeginn eingezogen worden waren, nach heutigen Kriterien indiskutabel. So sagte ein rekrutierter, früherer Direktor namens Schmidt zu einem Schüler, er sehe aus wie eine „angebrannte Moorleiche“, mit dem Zusatz: „Ich werde dich also ‚Moorlei‘ nennen!“, was er auch permanent tat. Dieser Schüler hatte natürlich eine ungeheure Wut auf Herrn Schmidt und schilderte mir auf dem gemeinsamen Schulweg einmal detailliert, auf welche Weise er ihn am liebsten verprügeln würde.

Indiefrühen40er-JahrefieldieZeitderKinderlandverschickung. Der Grund für die KLV waren wohl die damals noch gar nicht so häufigen Fliegerangriffe. Meine Schulklasse wurde nach Guhrau/Schlesien verschickt, ich hingegen ging mit der Rundfunkspielschar nach Neuruppin, wo übrigens der große Romancier Theodor Fontane geboren wurde. In Paranthese sei erwähnt, dass sein umfangreicher „Stechlin“ oder die leichter zugänglichen Romane „Effi Briest“, „Irrungen, Wirrungen“ oder die bezaubernd erzählte Komödie „Frau Jenny Treibel“ wohl zu den Glanzlichtern der deutschen Literatur gehören, die zudem großes Lesevergnügen bereiten.

Die „Rundfunkspielschar Berlin“ bestand aus einem Orchester und einem Chor. Sie war ein recht ziviler Bestandteil der HJ, wo nur einmal im Jahr marschiert, im Übrigen aber musiziert wurde, unter anderem viele Concerti Grossi von Händel. Nachdem der Leiter der Spielschar Willy Träder sein Versprechen, dass Kostja und ich alle 14 Tage zum Unterricht zu Professor Havemann nach Berlin fahren dürften, mit der durchaus plausiblen Begründung, dass wir noch nicht wirklich integriert seien, nicht einhielt, gingen wir nach Berlin zurück. Dort besuchte der verstreute Rest unserer Klasse provisorisch das Fichte-Gymnasium, bis der Kern unserer Klasse relativ bald wieder aus Schlesien zurückkehrte

In mein letztes Jahr auf der Goethe-Schule fiel ein Ereignis, das ich heute bereue, versäumt zu haben. Die Rundfunkspielschar war, wie natürlich auch andere Einheiten der HJ, zu der Rede von Joseph Goebbels am 8. Februar 1943 im Berliner Sportpalast eingeteilt worden, vermutlich zum Strammstehen. Wir waren um 8 Uhr im Sportpalast bestellt. Auf die Frage meiner Mutter, wann Goebbels denn sprechen würde, sagte ich: „Um 10!“, worauf meine Mutter erwiderte: „Dann genügt es auch, wenn du um 9 dort bist.“ Als ich um 9 Uhr kam, war die HJ natürlich schon aufgestellt. Ein HJ-Führer schnauzte mich an: „Was willst du denn hier?“ Auf meine Antwort, dass ich bestellt sei, brüllte er: „Aber nicht um 9 Uhr, sondern um 8! Mach’, dass du nach Hause kommst!“ So versäumte ich die größte Massensuggestion, die wohl zu meiner Zeit in Deutschland stattfand. Es war die berühmte Sportpalastrede, in der Goebbels zehn Suggestivfragen stellte, die von den überwiegend sorgfältig ausgewählten Zuhörern frenetisch akklamiert wurden. Die zentrale Frage lautete: „Wollt ihr den totalen Krieg? Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt noch [schon] vorstellen können?“, woraufhin die 15.000 Zuschauer aufsprangen und begeistert: „Jaa!“ schrien.

Da mich das heute in manchen Teilen der Welt wieder sehr aktuelle Phänomen der Massensuggestion interessiert, bedauere ich, diesen extremen Fall nicht miterlebt zu haben. Andererseits bin ich davon überzeugt, dass ich nicht mitgeschrien hätte, was zu Komplikationen hätte führen können.

Die Zeit vom Sommer 1943 bis zum Kriegsende habe ich in intensiver, wenn auch sehr zwiespältiger Erinnerung. Nachdem ich in diesem Sommer Schüler von Havemann geworden war und bald darauf die Schule verlassen musste (durfte!), waren meine geigerischen Fortschritte für mich derart beflügelnd, dass sie die schreckliche Gesamtsituation überlagerten. Die meisten Menschen haben wohl die Fähigkeit, sich in schlimmen Zeiten eine Oase persönlichen Glücks zu bewahren.

Am 24. Juli 1943 wurde Mussolini vom „Großen Faschistischen Rat“ gestürzt, der das Oberkommando der Streitkräfte auf den König übertrug.

Schon am nächsten Tag ernannte König Viktor Emanuel III. den Marschall Badoglio zu Mussolinis Nachfolger. Nach einigen Monaten des Lavierens erklärte die Regierung Badoglio im Oktober Deutschland den Krieg. Im weiteren Verlauf des Krieges wurden 800.000 italienische Soldaten von den deutschen Truppen gefangengenommen, die man allgemein die Badoglios nannte. Sie wurden unter anderem für Straßenarbeiten eingesetzt. Eine Gruppe von ihnen arbeitete in der Albrecht-Achilles-Straße, über der unser Balkon lag. Da bekannt war, dass sie schlecht ernährt wurden, machte meine Mutter ein Päckchen mit Wurstbrot und bat mich, es möglichst unbeobachtet in ihrer Nähe abzulegen. „Fraternisierung“ mit dem Feind war nämlich verboten. Ich schlenderte also in die Nähe ihres Arbeitsplatzes, legte das Päckchen unauffällig neben einen Zaun und schlenderte wieder nach Hause. Als ich einige Stunden später auf den Balkon ging, sahen mich die Badoglios und riefen laut: „Grazie, grazie amico!“ Die

möglichst unauffällig geplante Aktion war also Opfer des südländischen Temperaments der Badoglios geworden.

Im Laufe des Krieges wurden die Fliegerangriffe auf Berlin immer häufiger. Zu Beginn fanden sie nur nachts statt, später jedoch aufgrund der Beherrschung des Luftraums durch die Alliierten auch tagsüber. Die Nervosität und die daraus resultierenden Spannungen wurden durch das häufige, schließlich fast permanente Zusammensein der Hausbewohner im Luftschutzbunker äußerst unangenehm.

Zu bestimmten Rundfunk-Sendezeiten, nämlich denen der Nachrichten der BBC, verschwanden außer uns immer auch noch auffällig viele Nachbarn in ihren Wohnungen, um die häufigen Kommentare der BBC von Lindley Fraser und Hugh Carleton Greene, einem Bruder von Graham Greene, zu hören oder die selteneren Kommentare von Professor von Salis im Sender Beromünster und von Thomas Mann im Züricher Rundfunk. Das Erkennungszeichen der BBC war ein Klopfmotiv, das den ersten vier Tönen der 5. Symphonie von Beethoven entlehnt war. Natürlich war es streng verboten, „Feindsender“ zu hören. In unserem Haus wohnten zwar einige Nazis, aber keine Denunzianten. Der nächste, ein Blockwart, wohnte zwei Häuser weiter und denunzierte einen Geschichtsprofessor, der daraufhin in ein KZ kam und den Krieg glücklicherweise überlebte. Als meine Mutter, die Luftschutzwartin in unserem Haus war, diesen Blockwart einmal wegen einer Frage bezüglich des Luftschutzes aufsuchte, lief im Radio gerade eine Hitler-Rede. Auf die Bitte meiner Mutter, die Störung zu entschuldigen, sagte er schneidend scharf: „Das ist nicht zu entschuldigen!“ Das Hauptdelikt meiner Mutter war in seinen Augen wohl, dass sie sich die Rede nicht selber anhörte, sogar offensichtlich nicht einmal wusste, dass Hitler gerade sprach. Auch unsere Haushaltshilfe war eine fanatische, aber sicher nicht gefährliche Nationalsozialistin. Ihr Mann und sie sagten vor dem

Schlafengehen nicht „Gute Nacht“ zueinander, sondern „Heil Hitler!“ Sie äußerte einmal meiner Mutter gegenüber, nur sie mit „Guten Tag“ zu begrüßen, was ihr offenbar sehr schwer fiel. Einmal hatte meine Mutter Besuch von einer Nachbarin, die sich mit den Worten: „Also, Tschüss Frau Eichholz“ verabschiedete. Daraufhin sagte unsere Haushaltshilfe empört: „Tschüss. Und mit solchen Leuten sollen wir den Krieg gewinnen!“ Seitdem liebe ich den damals noch wenig gebräuchlichen Abschiedsgruß Tschüss.

Zu Weihnachten 1944 schenkte Gisela mir ein Tagebuch. Dadurch sind die vier letzten Kriegsmonate gut dokumentiert, wobei meine geigerischen Aktivitäten im April angesichts der Belagerung und teilweisen Besetzung Berlins äußerst erstaunlich sind. Ich schildere diesen Monat hier so ausführlich, weil die in diesem Zeitraum immer wieder gelebte Normalität nahezu unverständlich ist. Der Monat begann mit dem Ostersonntag, an dem ich in der evangelischen Lindenkirche in Wilmersdorf zwei Sätze aus der D-Dur-Sonate von Händel spielte. Am Montag, dem 2. April, brachten wir in Orchesterbesetzung noch die „Osterkantate“ von Telemann zur Aufführung. Tagebucheintrag: „Kurz bevor wir anfangen, kam eine Stromsperre. Wir spielten mit dem wesentlich höher gestimmten Harmonium weiter, ohne umzustimmen!“ Am 3. April wurde ich zum zweiten Mal gemustert und bis zum 30. April, also de facto bis zum Kriegsende, zurückgestellt. Nur 45% des Jahrgangs 1929 war kv (kriegsverwendungsfähig). Bei dieser Gelegenheit lernte ich Leutnant Grothe kennen, dem Kostja vormittags bei seiner Musterung schon von mir erzählt hatte. Leutnant Grothe spielte selber Geige und fragte mich, ob ich als Quartett-Primarius mit ihm als zweitem Geiger bei einem Konzert für verwundete Offiziere in Potsdam spielen wolle, die übrige Besetzung zusammenstellen und die Noten besorgen könne. Schon am nächsten Tag stand er vor unserer Tür, um sich nach den Vorbereitungen zu erkundigen, und nahm mich gleich in ein Philharmonisches Konzert mit, bei dem Wilhelm Kempff unter

Robert Heger das Schumann-Konzert spielte. Am 8. April begannen wir mit den Proben für das Konzert in Potsdam-Nedlitz, am 10. spielte ich bereits mit Leutnant Grothe in Nedlitz das schöne und durchaus nicht leichte Allegro für 2 Violinen von Reger. Am 16. war dann der Quartett-Abend im Offizierskasino in Nedlitz, bei dem wir das „Jagdquartett“ von Mozart und das Streichquartett opus 18/5 A-Dur von Beethoven spielten. Wegen Fliegeralarms mussten wir zweimal unterbrechen und das Konzert schließlich im Keller zu Ende spielen. Am 22. wurden verschiedene Gegenden Berlins von den Russen besetzt. An diesem Tag sahen wir auch ein kurzes Gefecht zwischen russischen Flugzeugen und der Flak. Man beobachtete rote Punkte aus den MGs der Flugzeuge und das Feuer der Flak. Das war für mich nur insofern neu, weil es nun um die Eroberung Berlins durch die Russen ging. Zuvor hatte ich oft gesehen, wenn ich bei Fliegerangriffen der Westlichen Alliierten leichtsinnigerweise statt im Keller auf der Straße war, wie die Flugzeuge der Alliierten Bomben ausklinkten und sich die Scheinwerfer der Flak auf ein Flugzeug richteten. Wenn das Flugzeug von sechs oder acht Scheinwerfern ins Fadenkreuz genommen wurde, hatte es keine Chance mehr zu entkommen und wurde innerhalb kurzer Zeit abgeschossen. Am 24. begann der Artilleriebeschuss unserer Gegend (Halensee). Am Tag davor, dem 23. April, fuhr ich mit der S-Bahn zu Professor Havemann nach Babelsberg (zwischen Wannsee und Potsdam) zum Geigenunterricht, um ihm den 1. Satz des Brahms-Konzerts vorzuspielen. Das war nur möglich, weil ich wegen der beiden Konzerte in Nedlitz noch bis zum 30.04. einen Wehrmacht-Marschausweis für die Strecke Berlin–Potsdam hatte. Am 26. wurde ich morgens um 6 Uhr durch einen nie zuvor gehörten Lärm geweckt. Es waren die sogenannten „Stalin-Orgeln“, Artilleriegeschütze mit sehr vielen Rohren. Ich war so unvorsichtig, nachmittags wieder in der Wohnung Geige zu üben, obwohl alle Hausbewohner schon permanent im Luftschutzkeller hausten. Gegen 15:10 Uhr, ich